

Butterfly-Parfüm.

Eine Kriminalgeschichte von Konrad Remling.

Neu Hagenborn, die Haushälterin des jungen Fabrikbesizers Richard Wulffow, hatte ihren Herrn gegen zwei Uhr des Nachmittags in seinem Arbeitszimmer mit einer Schußwunde in der linken Schläfe todt aufgefunden.

Schred und Grilagen hatten sie auf Augenblicke förmlich gelähmt. Dann war sie zur Postlauf gegangen. Eine halbe Stunde später erschienen der Kriminalkommissar, von Trend und ein Unterbeamter.

Der Kriminalkommissar stellte nun einige wenige Fragen an die noch immer schlaflose Haushälterin und benutzte dann die Zeit bis zum Eintreffen des Gerichtsarztes dazu, das Zimmer zu durchsuchen.

Es war Alles durchaus in Ordnung. Von den Schmuckstücken, die der Tote trug, und auch aus seiner Börse schien nichts zu fehlen. Auch an den Möbeln, dem Bücherschrank und an einem kleinen eisernen Geldschrank war nichts zu entdecken, woraus man hätte schließen können, daß sie gewaltsam geöffnet worden wären.

Nur der Schreibtisch war geöffnet, und der Schlüssel steckte im Schloß. Vorsichtig zog der Kommissar den Kasten noch etwas weiter heraus und überflog mit einem raschen Blick dessen Inhalt.

Auch hier war Alles in Ordnung. Nur etwas fiel ihm auf: ein Bogen dunkelrothen Seidenpapiers, der als Umhüllung für irgend etwas — vielleicht ein Päckchen Briefe oder dergleichen — gedient zu haben schien.

Der Kommissar blühte sich und sog den eigenthümlichen, an frische Wiesenblumen erinnernden Duft ein, der diesem Papier entströmte.

Hm... sagte er sich: Seife oder Parfüm. Dann nahm er, etwas nachdenklich geworden, das Seidenpapier heraus, kniffte es sorgfältig zusammen und steckte es in seine Brieftasche.

Bald darauf kam der Arzt; er untersuchte die Leiche und stellte fest, daß der Tod vor etwa einer Stunde eingetreten war.

Dann wurde das Zimmer verschlossen, und die drei Herren verließen die Wohnung.

Der Kriminalkommissar ging aber noch einmal zurück und hatte eine kurze Unterredung mit der Haushälterin.

„Wann haben Sie die Wohnung verlassen, und wann kamen Sie wieder?“ fragte er.

„Um zwölf Uhr etwa ging ich fort — einengene Frau Hagenborn — mit dem Diener des Herrn Wulffow; ich hatte Einkäufe zu machen, und wir sind beide zusammen kurz vor zwei Uhr wieder zurückgekommen.“

„Herr Wulffow war also während dieser Zeit allein in der Wohnung?“

„Ja, denke ja! Er arbeitete oder schrieb Briefe, als ich fortging.“

„Um... sagen Sie mal, Frau Hagenborn — der Kommissar griff in die Brusttasche und zog das Seidenpapier hervor — kennen Sie dieses Parfüm?“

Die Haushälterin roch an dem Papier.

„Nein. Ich wüßte nicht... Wirklich nicht? Bestimmen Sie sich doch einmal! Vielleicht war die Seife darin, mit der Herr Wulffow sich wusch... oder — hat er Briefe bekommen, die einen solchen Duft ausströmten?“

„Briefe?“

Frau Hagenborn schien sich zu entsinnen.

„Ja. Sie haben doch oft die Posteingänge entgegengenommen, und das Parfüm ist doch ziemlich stark und nicht alltäglich...“

„Allerdings... ich glaube — erlauben Sie noch einmal. Gewiß... das ist doch... Herr Wulffow bekam in letzter Zeit häufig Briefe, die nach diesem Parfüm rochen. Anfangs glaubte ich, sie kämen von seiner Braut. Herr Wulffow war seit einigen Wochen verlobt. Aber dann sah ich auf der Rückseite das Monogramm A. D. mit einer Krone darüber. Die Briefe konnten also nicht von Fräulein Salten sein.“

Herr von Trend verließ das Geschäft und fuhr zu der genannten Firma.

„Könnte ich wohl Ihren Chef sprechen?“ fragte er den Verkäufer.

„Bitte sehr. Wen darf ich melden?“ Der Kommissar überreichte ihm seine Karte und folgte dem jungen Manne in das Privatbureau.

Herr Kriminalkommissar... was verschafft mir die Ehre? Doktor Fried erhob sich und bot dem Besucher Platz.

„Eine kleine Bitte, Herr Doktor! Sie haben da ein sehr angenehmes, fruchtbares und doch nicht beiführendes Parfüm in den Handel gebracht, das mir von Ihnen selbst zu beziehen ist.“

„Butterfly... ja wohl!“

„Ganz recht! Es ist dies hier, nicht wahr? Tadel reichlich er ihm das Seidenpapier.“

„Gewiß. Ich bin sehr stolz auf die Zusammenstellung.“ — Doktor Fried lächelte. — „Sie ist mein Geheimniß, nicht leicht nachzumachen, und — ich danke Ihnen für das lebenswürdige Urtheil.“

Der Kriminalkommissar steckte das Papier wieder in die Tasche.

„Könnten Sie mir wohl — ich frage jetzt als Beamter — könnten Sie mir wohl angeben, wer von Ihren Kunden dieses Parfüm benutzt? Vielleicht eine Dame?“

„Hm... das dürfte nicht ganz leicht sein. Das Parfüm wird zwar nicht allzu häufig gekauft, da es ziemlich theuer ist... aber ich könnte Ihnen ja einmal meine Bücher vorlegen; ich habe Kunden, die laufende Konten bei mir haben...“

„Sehr lebenswürdig.“

Dr. Fried ließ ein Kontobuch kommen und reichte es dem Kommissar, der sich alsbald darin verlor und hin und wieder Notizen machte.

„Ich suche einen Namen.“ — sagte er dabei — „dessen Anfangsbuchstaben A. D. sind...“

„A. D.? Hm... erlauben Sie ein paar Augenblicke... vielleicht — Frau von Dreffe?“

„Frau Baronin von Dreffe... Ich weiß allerdings nicht, ob der Vorname stimmen wird...“

Der Kommissar nickte ein paarmal zustimmend, und dann blieb sein Zeigefinger auf einem der Namen haften: „Frau Baronin Anna von Dreffe, Wittwe, Alte Promenade 17.“

Herr von Trend notirte Namen und Adresse und erhob sich:

„Vielen Dank, Herr Doktor! Vielleicht haben Sie mir einen großen Dienst erwiesen. In welcher Form verkaufen Sie Ihr „Butterfly“?“

„In Flaschen und auch in kleinen Sachets für Wäsche und Briefpapier.“

„Dann will ich von beiden eine Probe kaufen. Ich danke Ihnen nochmals, Herr Doktor!“

Damit verabshiedete sich der Kommissar und verließ das Geschäft, nachdem er ein Riechfläschen und ein Fläschchen mit dem für ihn gegenwärtig so außerordentlich interessanten Parfüm gekauft hatte.

Draußen zündete er sich eine Cigarette an, nahm einen Wagen, fuhr zum Polizeipräsidium und von dort in Begleitung eines uniformirten Beamten nach der Alten Promenade 17.

Verlobung... alle Beziehungen... Aussprache... Briefe... und dann — das Ende... diesen Gedankengang verfolgte er unablässig, und obwohl er anscheinend in besserer Laune war, erreichte ihn die gespannte Erwartung dessen, was die nächste Viertelstunde bringen würde, doch wiederum auch so, daß er keinen Augenblick zur Ruhe kam.

Ihren besten Freunden, gnädige Frau! Wenigstens bis zu seiner Verlobung mit Fräulein Salten“... „Allerdings... ich...“

„Nun also! Was ist dann so wunderbar daran, daß er mich zu Ihnen schickt?“ — Er sah, wie sie zu ihm begann. — „Aber bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?“

Sie gehörte mechanisch, wandte aber dann den Kopf zur Seite, um ihm nicht mehr ins Gesicht sehen zu müssen.

„Ich habe...“ — fuhr sie dann fort — „Ich kenne Herrn Wulffow nicht mehr und will auch nichts mehr mit ihm zu thun haben.“

Die Verstellung gelang ihr außerordentlich schlecht.

„Wie die Verhältnisse jetzt liegen, gnädige Frau, ist das ja durchaus begrifflich. Ich habe auch nur eine kleine, winzige Frage an Sie zu richten, um deren Beantwortung ich Sie bitten möchte.“

Jetzt wurde die Baronin trohig: „Nun — fragen Sie, mein Herr! Und dann darf ich Sie wohl bitten, mich allein zu lassen. Ich fühle mich in der That sehr unwohl.“

„Hm...“ — der Kommissar that, als müsse er noch den Worten suchen, in die er seine Frage stecken sollte. — „Sagen Sie, gnädige Frau... weshalb haben Sie eigentlich Richard Wulffow erschossen?“

Da erhob sich die Baronin und stammelte: „Wer... sind Sie?“

„Ich bin der Kriminalkommissar Albert von Trend!“

Die Baronin zuckte zusammen, griff — nach einem Halt suchend — in die leere Luft und wozte zu Boden gesenkt, wenn der Kommissar sie nicht gehalten hätte.

Mit Hilfe des Mädchens gelang es ihm, sie nach einiger Zeit wieder zum Bewußtsein zu bringen. Mühselig wachte er noch ein paar Minuten, bis sie sich völlig erholt hatte, schickte das Mädchen hinaus und sagte dann in erstem Tone:

„Ich muß Sie nunmehr als meine Geliebte betrachten und Sie bitten, mir zum Polizeipräsidium zu folgen.“

Die Baronin widersetzte sich auch nicht länger.

„Ich werde Ihnen folgen.“ sagte sie mit schwacher, tonloser Stimme, gestattete Sie nur, daß ich mich umziehe.“

Der Kommissar nickte zustimmend und folgte ihr bis zur Thür des Schlafzimmers.

Er brauchte nicht lange zu warten. Ein kurzer, scharfer Knall schredte ihn plötzlich empor.

Die Baronin Anna von Dreffe hatte sich mit derselben Waffe erschossen, mit der sie wenige Stunden vorher Richard Wulffow getödtet hatte.

Die Wette.

Einige Reisende sahen eines Tages in einem Hotelzimmer beisammen, man sprach unter anderem auch von dem sprechenden Hund, der jetzt so viel Aufsehens von sich macht.

Der Wirth meinte, daß er eine bedeutend größere Karität besäße und zwar in Gestalt einer sprechenden Katze, sowie eines sprechenden Kanarienvogels.

Hierauf allgemeines Staunen. Man wurde neugierig und bestürmte den Wirth fortwährend, die Thierchen doch vorzuführen.

Nichts leichter als das, versicherte der Wirth. Er ging hinaus und kam bald darauf mit einer Katze sowie einem Kanarienvogel wieder.

Die Spannung stieg auf's Höchste, als der Wirth mit den Gästen eine Wette um eine Runde Bier abschloß. Dann streichelte er das Fell der Katze und richtete folgende Frage an sie: „Riechen, wie geht's Geschäft?“

Die Katze sah ihren Herrn treuerthig an und was sie sprach, klang deutlich genau: „Nau, Nau!!!“

Helene und Hermann.

Ein Reise-Abenteuer von B. Wiefen.

„Adieu, Mädchen adieu!“ Ein lieblicher Mädchenkopf beugte sich aus dem Kofferfenster.

„Kind, hast Du auch das Handgepäck beisammen? Jäh! doch noch mal die Stude; ichs müßten es sein. In der Handtasche rechts liegen die Schintenscheiden und links die Birnen.“

„Ich weih, Mädchen.“

„Nun ist vorläufig beim Aussteigen, heh! Du! Die Thür nicht eher aufmachen, als bis der Zug hält.“

„Schluckhändlich.“

„Schreib mir auch gleich, ob Du gut angekommen bist, Venden! Ein junges Mädchen allein und solche weite Reife.“

Die Angeredete lachte übermüthig froh. „Mutti, was soll mir wohl passieren? Am besten Tage im Dammabteil.“

Das sah freilich auch die alte Dame ein.

„Gut ist es jedenfalls“, meinte sie, „daß wir in Frankfurt für Dich ein Zimmer bestellt haben, dann schiffst Du schon aus und kommst am anderen Tage frischer in Radesheim an. Grühe doch nur herzlich von mir und vergiß auch nicht...“

Was sie nicht vergessen sollte, erfuhr Venden Schulz nicht, da der Zug sich eben in Bewegung setzte.

Herrgott, was war es doch für ein wöniges Gefühl, so in die weite Welt hinauszuwandern! Vergessen sind Schulbücher und Schullehrer, Seminar und Lehrerexamen. Onkel und Tante hätten gar keinen besseren Gedanken haben können, als sie für die Dauer der Ferien auf ihr Weinat einzuladen. Und wie sie da, eingewöhnt zwischen sechs alten Damen und deren überreichlichem Gepäck, Stunde um Stunde still saß, ertrappe sie sich sogar auf dem strahlenden Gedanken, daß es ganz amüsant wäre, irgend ein kleines bescheidenes Abenteuer zu erleben, — Raub und Ueberfall natürlich ausgeschlossen.

Die Zeit verging wie im Fluge. Auf jeder Station gab es etwas zu sehen, immer neue Landschaftsbilder zogen vorüber. Schon legt sich die Abenddämmerung leise vorüber. Der Zug verlangsamte sein Tempo — Frankfurt!

Thüren werden aufgerissen, die meisten Reisenden verlassen ihr Coupe. Lenchen Schulz steht, umgeben von ihrem Handgepäck, mitten unter dem drängenden, vorwärtsstehenden Menschenschwarme.

Ein wenig bang und unbehaglich ist ihr nun doch zu Muthe, aber dann bahnt sie sich den Weg zum Ausgang und ruft eine Droßke heran.

„Nach dem M... Hotel in der B-Strasse.“

Als der Wagen hält, sieht sie erstaunt zu dem großen, eleganten Gebäude empor.

Doch zum Ueberlegen blieb jetzt keine Zeit. Der herbeieilende Kellner hatte schon das Gepäck erfaßt.

„Mein Name ist Schulz“, sagte Lenchen zögernd, „ich habe für heute hier ein Zimmer bestellt.“

„Zuwohl, ist reservirt. Bitte sehr, eine Treppe, den Korridor links, No. 18“, erklärt voranhschreitend der dienstbeflissene Jüngling, „es war gerade nur noch dies Zimmer frei, wir sind jetzt während der Reisezeit voll besetzt.“ Schon hatte er die Thür geöffnet, die Gepäckstücke niedergelegt und fragte nach weiteren Befehlen.

„Nein, danke schön, ich brauche gar nichts, ich möchte mich nur ausruhen.“

Mit einer ziemlich geringschätzigen Verbeugung zieht sich der Kellner zurück.

Lenchen sieht sich in dem geräumigen Zimmer um, tritt an das breite Ersterfenster. Wie prächtig dort unten der große freie Platz mit den bunten Umrisen mächtiger Bauten! — Die bescheidene Kleinstädterin kann sich nicht satt schauen.

Dann holte sie ihre Handtasche herbei und fängt lustig an zu schmuse. Heißt abwechselnd in eine saftige Birne und dann wieder in das zusammengeknappte Schintensbrot. Im Zimmer ist es fast dunkel. Es mag schon spät sein, aber sie ist gar nicht müde.



„Schau mal den armen jungen Mann an! Der muß lieber zur Straß den dünnen Baum abmahlen.“

Statt aller Antwort wendet sich der Mann zur Seite und dreht das elektrische Licht auf. Lenchen sieht sich einem stattlichen, elegant gekleideten Herrn gegenüber.

„Das ist kein Dieb — Gott sei Dank!“

„Nach jitters! an allen Gliedern, aber mit dem Gefühl der Sicherheit ist auch ihre Muth zurückgetehrt. Jörnig fragte sie: „Wie können Sie sich unterstehen, hier hereinzutommen? Was wollten Sie?“

„Sehr einfach, das Fenster schließen und die Vorhänge zuziehen.“

„In meinem Zimmer?“

„Verzeihung, dies Zimmer ist das meine.“

„Das ist nicht wahr. Sie sind gewiß fehl gegangen, mein Herr. Ich habe die Stube schriftlich bestellt. Dies ist No. 18!“

„Bedauere unendlich, aber Sie sind dennoch im Irrthum. Bitte sich zu überzeugen“ — er zieht eine Depesche aus der Brusttasche — hier: „Herrn Schulz, Zimmer 18 für Sie reservirt.“

„Mein Gott, das ist ja ein entsetzliches Mißverständniß“, stammelte Lenchen. „Ich heiße nämlich auch Schulz — Helene Schulz.“

„Ach, nun klärt sich vielleicht die Sache; ich werde mich jedenfalls sofort erkundigen.“

Nach kurzer Zeit kehrt er, gefolgt vom dem Kellner, zurück.

„Da haben wir's — H. Schulz — H. Schulz. Man hat geglaubt, das wärd dieselbe Person.“

„Verzeihen ein Versehen“, entschuldigend sich der Bedienstete, „es liefen dieser Tage so viele Vorbestellungen ein. Wünschen der Herr und Frau Gemahlin nun — immer besser, jetzt sollen wir gar ein Ehepaar sein“, unterbricht ihn lachend der Andere; „nein, mein Vetter, auch das nicht. Und nun schnell, sorgen Sie für ein anderes Zimmer.“

Dann wendet er sich zu dem jungen Mädchen, das feuerroth geworden ist:

„Verzeihen Sie mir, bitte, den Schred, den ich Ihnen verurlicht habe. Es thut mir aufrichtig leid. Aber woßür hielten Sie mich eigentlich?“

„Ach, das sag' ich gar nicht, es ist zu dumm.“

Als Lenchen am anderen Morgen den Bahnhof betritt, fällt ihr erster Blick auf Herrn H. Schulz.

Auch er hat sie bemerkt und kommt sofort, lebhaft grüßend, auf sie zu.

Selbstüberziehung.

„Ach Gott, nun sollen unsere armen Kinder sich wohl auch schon selbst überziehen“, klagt die unerschöpfliche Mutter, und die moderne meint wohl, daß man mit der Erziehung zur Selbstüberziehung die Individualität des Kindes zerstört, die doch das moderne Ideal ist. Aber ein Kind, das sich nicht frühzeitig selbst beherrschen lernt, wird es auch im späteren Leben entweder gar nicht können oder die schwere Kunst erst mit taufend Schmerzen erlernen. Nichts häßlicher als ein Kind, das sich in allem nachgibt, beim kleinsten Schmerz weint und schreit, im Jörn um sich schlägt und tobt und in der Freude ganz toll und wild wird. Freilich, das Kind soll sich wohlhergezogetes Affchen sein, das sich wie an einem Faden gezogen bewegt, und an dem man von Natürlichkeit nichts mehr merkt. Aber zwischen Natürlichkeit und Nachfolgsheit ist eine tiefe Kluft. Mit ruhigem Ernst muß das Kind dazu gebracht werden, seine Gefühlsausbrüche jeder Art ein wenig zu zügeln. Aus Kindern, die bei dem kleinsten Schmerz, bei einem Fall oder Stoß weinen und schreien, werden Menschen, die nicht das geringste Unangenehme oder Schmerzvolle ertragen können, denen ein Gang zum Zahnarzt schon tagelang vorher das Leben verbittert, die mit jedem kleinsten Unwohlsein ihre Familie peinigen und quälen; aus Kindern, die im Jörn um sich schlagen, Jähzornige, die sich nicht beherrschen können. Gewöhnung ist Tugend, das gilt für die Kindererziehung noch mehr als für alles andere und Selbstüberziehung ist eine der größten Tugenden, die man dem kleinsten Kinde ganz unmerklich angewöhnen kann, ohne ihm demals Kinderlust und Kinderfijn einzuschränken.

Die verhängnißvolle Cigarette.

Auf eigenartige Weise hat ein Hotelier in Rom einen Taschendieb überführt. In dem Hotel sind vor einigen Tagen ein Willard-Turner statt. Dabei wurde nun die Bemerkung gemacht, daß verschiedenen aufmerkamen den Verlauf der Partien verfolgenden Gästen ihre werthvollen Cigaretten-Gtüis entwendet wurden. Da tam der Besitzer des Hotels auf eine geniale Idee. Er ließ einige seiner Angestellten als Gäste sich im Willardsaal bewegen und übergab jedem von ihnen ein Cigaretten-Gtüi gefüllt mit — Feuerwerks-Cigaretten. Nach kurzer Zeit fehlte wirklich wieder einigen das Güti, und man erwartete nun mit Ungeduld den Erfolg der angewandten List. Doch scheinbar vergebens, bis plötzlich der Wirth nach unten gerufen wurde, wo ihm ein Portier den ertrappten Taschendieb vorstellte. Der Portier hatte — glücklicherweise — von dem Plane seines Chefs durch eine Indistretion erfahren. Er stand nun gravitätisch vor dem Portale, als ein elegant gekleideter Herr, der ihm wohlbelannt war — besonders seiner hohen Tringelber wegen — die breite Treppe herunterkam, sich eine Cigarette ansteckte und noch einige Augenblick im Vestibül wartend auf und ab ging. Plötzlich stugte er ein Zischen — und der schönste Sternregen ergoß sich aus der Cigarette des darob arg erschrockenen Elegants. Man nahm ihn und seinen Komplizen, der eben das Hotel verlassen wollte, fest und sand bei ihnen nicht weniger als achtzehn silberne und goldene Cigaretten-Gtüis und auch einige Vortemonnies. Das Originelle dabei ist, daß beide sich am Tage vorher bei dem Geschäftsführer des Hotels als besthellen gemeldet hatten.

Was.

„Wie heißen Sie?“

„Ma.“

„Das heißt aber Güt!“

„Güt? Wieso denn?“

„Na, Sie könnten doch ebenfogut Maier heißen.“